

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 9 (1915)
Heft: 9

Artikel: Prophetenbilder. VII., Jeremia
Autor: Liechtenhan, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Selbsterhaltungstrieb und trübt den Blick für das, was über das Eigene hinausliegt.

Wer ist nun allein, Jesus oder seine Jünger, die, von der großen Menge angesteckt oder wenigstens eingeschüchtert, das Eigene suchen? Werden sie damit nicht erst recht auf den Weg gedrängt, der zur Vereinzelung und Vereinsamung führt? Hat nicht Jesaja Recht: Sie gingen alle in der Irre, ein jeglicher sah nur auf seinen Weg?

Jesus aber ist nicht allein; denn Gott ist bei ihm. Indem er, von einer wankelmütigen Menge verlassen, an Gott festhält, hält er in und mit Gott die ganze Welt fest. Was ihm in der göttlichen Perspektive sich auftut, überwiegt weit allen Beifall der Menge, darum gibt er nicht nach und geht, wenn es sein muß, allein seinen Weg weiter, bis sich ihm schließlich doch alle Kniee beugen. Denn das echt Göttliche kommt allen Menschen zu wie das Sonnenlicht; es wird, scheinbar fremd und verlassen auf Erden, doch die Menschen erfüllen, als etwas, das keinen Namen hat und doch überall lebt, als das Einsame, das doch nicht allein bleibt, „als das Unbekannte und doch bekannt, als das Sterbende und siehe, es lebt; als das Gezüchtigte und doch nicht ertötete; als das, das nichts sein nennt und doch alles hat.“

Das ist das Los des Menschensohnes, des wahren Menschentums auch in der Gegenwart.

L. Stückelberger.

Prophetenbilder.

VII. Jeremia.

Es gibt wenig Menschen in so alter Zeit, deren äußeres Geschick und inneres Leben wir so genau kennen, wie das des Propheten Jeremia. Denn es ist ein Leben von einer solchen Kraft der Empfindung und Festigkeit des Willens, von einer solchen erschütternden Tragik des Schicksals, daß es sich den Gemütern unvergeßlich einprägte. Der Eindruck und Einfluß dieses Lebens ging um so tiefer, als Jeremia die gewaltigsten Weltumwälzungen, deren Zeitgenosse er war, erlebte mit Augen, die tiefer blickten als die Uebrigen und mit Ohren, die aus der Sprache der Ereignisse den göttlichen Sinn heraushörten, und zugleich die Gabe besaß, was sich in seinem Innern abspielte, so in Worte und Bilder zu fassen, daß in der Seele der Andern etwas mit in Schwingung geriet und verwandtes Leben in ihnen geweckt wurde, soweit sie seine Größe fassen konnten. Ja, diese Größe beruhte letztlich darauf, daß er dieses furchtbar ernste Drama nicht bloß als innerlich ergriffener Zuschauer, sondern sozusagen als Mitspielender, als Träger der Hauptrolle, als Vertreter Gottes unter den Menschen erlebte und berufen war, seinen Zeitgenossen den Sinn und

Ertrag ihres Erlebens darzubieten. Deshalb soll auch unsere Beschäftigung mit ihm nicht bloß ein historisches Interesse befriedigen oder bei ästhetischer Bewunderung seiner Größe stehen bleiben; wir möchten unser eigenes Leben nähren und stärken aus den Früchten seines Lebens.

Wir verstehen freilich Jeremia nicht, wenn wir ihm mit unserer Durchschnitts-Psychologie nahe kommen wollen. Von Anfang an finden wir ihn getragen von einem eigenen Berufsbewußtsein, durch das er gewöhnliches Menschenmaß überragt. Die Berufungsvision gibt uns davon eine Ahnung. Es ist bemerkenswert, wie zurückhaltend Jeremia, im Gegensatz zu Jesaja und namentlich zu Hesekiel und den spätern Propheten, in der Beschreibung des äußern visionären Vorgangs bleibt; es kommt ihm allein auf die göttliche Berufung selbst, auf die Aufgabe an.

Des Herrn Wort erging an mich:

„Ich kannte dich, schon eh' ich dich erschuf,
Eh du ans Licht kamst, hab ich dich geweiht,
Den Völkern zum Propheten dich bestellt.“

Da sprach ich:

„Ach Herr, mein Gott, o siehe nur,
Ich tauge nicht zum Reden,
Ein Knabe bin ich noch.“

Da antwortete mir der Herr:

„Sprich nicht: ein Knabe bin ich noch!
Nein! wohin ich dich sende, dahin geh!
Was ich dich heiße, sollst du reden.
Drum fürchte du dich nicht vor ihnen,
Ich bin mit dir und rette dich.“

Und Jahwe reckte seine Hand aus, berührte meinen Mund und sprach zu mir:

„Sieh, meine Worte lege ich in deinen Mund,
Ich habe Auftrag heut gegeben
Dir über Völker, Königreiche,
Um auszureuten, einzureißen,
Um zu zerstören, zu zerschmettern,
Und aufzubauen und zu pflanzen.“ (1, 4—10.)

Schon vor seiner Geburt bestand ein göttlicher Plan, der alle seine Lebensumstände so leitete, daß sie ihn bereiten mußten für seine gewaltige Aufgabe; das gibt dem Propheten eine lebhaft empfundene Wichtigkeit, aber auch der Unentrinnbarkeit seines ganzen Schicksals; sein Leben bekommt einen mächtigen Hintergrund von göttlichen Gedanken und Zielen, die ihn leiten, tragen und schützen; als der Träger eines besondern Auftrags weiß er sich auch als Gegenstand einer besondern Fürsorge. Um die Bedeutung seines Auftrags ganz zu verstehen, wie er sich im Bewußtsein Jeremias widerspiegelte, müssen wir uns in antikes Denken versetzen: dies Wort des Propheten ist nicht nur ein Vorherwissen und Voraussagen, sondern ein wirksamer Befehl, der die Zukunft beeinflusst und bindet; Heil oder Unheil verkündet

der Prophet nicht bloß, nein er schafft beides, er ist das irdische Organ des weltbeherrschenden Gotteswillens. So der Prophet, oder genauer Gott durch den Propheten, spricht, so geschieht's, so er gebietet, so steht es da (oder sinkt dahin). Nur das Bewußtsein der Erhabenheit dieses Berufes macht seine Last erträglich.

Denn diese Last ist entsetzlich. Erschütternd genug sind die Erlebnisse seines Volkes für den, der sie über sich muß kommen lassen. Jeremia muß sie beständig voraus erleben. Schon bei der Berufung hört er, daß es Katastrophen sind, die er mit seinem Wort einzuleiten hat: auszureuten und einzureißen ist er bestellt über Völker und Königreiche, sein eigenes heißgeliebtes Volk eingeschlossen. Immer klarer tritt das vor sein Auge, angstvolle Visionen überfallen ihn plötzlich und enthüllen ihm die Zukunft, und als er wieder aufwacht faßt er das Geschaute in Worte:

„Mein Busen, mein Busen, ich bebe!
O Herzenskammern!
Es tobt mir meine Seele,
Kommt nicht zur Ruhe!
Denn horch, das Lärmhorn hört' ich,
Den Schrei der Kämpfer!
Sturz folgt auf Sturz! Zerstörung
Im ganzen Lande!
Zäh sind zerstört meine Hütten,
Im Nu meine Zelte!
Wie lang muß ich seh'n die Fahne,
Muß hören das Lärmhorn?“ (4, 19—21.)

Es ist eine Vision, in der sich Bilder von der feindlichen Invasion blitzartig aneinander reihen. Einmal beschreibt er das Volk wie eine Buhle, die sich schmückt, um den Plünderern als willkommene Beute zu erscheinen; doch umsonst legt sie ihren Schmuck an und entfaltet ihre Reize; laut hört sie der Prophet keuchen und aufkreischen, als die eindringenden Feinde herzlos gegen sie das Schwert zücken, sie niederzustößen. (4, 30. 31.) Und dann beschreibt er, wie er das Land in prophetischem Vorausblick nach der Ueberflutung durch die feindlichen Scharen geschaut hat:

„Ich blicke zur Erde — sie wurde zum Chaos.
Ich blicke zum Himmel — sein Licht ist entschwunden.
Ich schaue die Berge — und siehe, sie beben,
Und alle Hügel geraten ins Schwanken.
Ich schaue und siehe: kein Mensch weit und breit,
Die Vögel des Himmels entflohen, entflogen.
Ich schaue und siehe: das Fruchtland verwüstet,
Die Städte Ruinen vor der Bornglut Jahwes.“ (4, 23—26.)

Wenn so Jeremia mit wunderbarer dichterischer Kraft in ein paar Strichen diese Bilder des Entsetzens zeichnet, so finden wir nichts von dem Hochgefühl, mit dem Jesaja die Gerichte seines Gottes ankündigt; nein, Jeremia leidet selbst namenlos darunter, umso mehr, als er die Fruchtlosigkeit seiner Warnungen einsehen muß. Er erfährt die ganze Blindheit seines Volkes, sie wollen nicht sehen, sie übergießen

ihn mit Hohn, sie wiegen sich immer mehr in Sicherheit, um desto sicherer dem Abgrund entgegen zu treiben. Er möchte seinem Volke helfen und entfremdet sich ihm dabei immer mehr, er gerät immer tiefer in eine furchtbare Einsamkeit.

Schon in einer mit der Berufung zusammenhängenden Vision wird ihm diese Einsamkeit als sein Loß in Aussicht gestellt:

„Du aber auf! Die Lenden gürt,
Verkünde das, was ich dich heiße,
Und zage nicht, daß ich nicht dich erschrecke!
Denn siehe, heute hab ich dich gemacht
Zur festen Stadt, zur Burg von Erz,
Zum Troß dem Land und Judas Kön'gen,
Den Fürsten, Priestern, dem geringen Volk;
Sie streiten wider dich, jedoch
Vermögen nichts, denn ich will mit dir sein.“ (1, 17—19.)

Er hält sich fern von aller Geselligkeit:

„Nicht saß ich und jauchzte
Im Kreise der Scherzenden.
Saß abseits, da deine Hand mich gepackt,
Du mit Grimm mich gefüllt.“ (15, 17.)

Die bleichen Schatten, die ihn überall verfolgen, vergällen ihm alle Freude. Ausdrücklich aber ergeht auch an ihn das göttliche Gebot, an den täglichen Freuden und Leiden keinen Anteil zu nehmen; wo Hochzeitsfreude und Totenklage ertönen, da soll er vorbeigehen (16, 5—9); wer kann sich mitfreuen, der da weiß, daß jeder Laut des Jubels und der Freude, der Gesang vor Bräutigam und Braut jäh verstummt, der Laut der Handmühlen stille steht und das Licht des Leuchters erlischt! Und wer wird über die Einzelnen jammern, die dahinsterven, der da weiß: bald wird der Tod so wüten, daß niemand mehr zur Totenklage übrig bleibt! Wie oft mag man sich von ihm als einem teilnahmslosen Sonderling unwillig abgewandt haben, worauf er zur Antwort gab: Ich traure schon um den viel furchtbareren Tod, den ich hereinbrechen sehe! Ja, er hatte noch ein furchtbareres Opfer gebracht; ein Gotteswort erging an ihn:

„Nimm dir kein Weib an diesem Ort,
Nicht Sohn noch Tochter sollst du haben!

Denn so spricht Jahwe über die Kinder, die hier zur Welt kommen, die Mütter, die sie gebären, die Väter, die sie zeugen:

„Sie sterben des Seuchentodes,
Verenden durch Schwert oder Hunger,
Sie werden zum Mist auf dem Acker,
Von niemand beklagt noch begraben,
Sie werden den Vögeln des Himmels,
Den Tieren des Feldes zum Fraß.“ (16, 1—4.)

Wer bedenkt, für welche Schmach es bei den Israeliten galt, kinderlos zu sterben, das Gedächtnis seines Namens nicht fortzuerben, der ermißt erst die Größe dieses Opfers, das Jeremia gebracht hat. Wo seine Ehelosigkeit zum Gegenstand der Verwunderung oder des Spottes wird, da schleudert er den Fragenden diese Erklärung ins

Gesicht, daß ihnen das spöttische Lachen vergeht. Dann ruft er etwa die Weiber herbei, sie ein neues Klagelied zu lehren:

„Der Tod stieg uns durchs Fenster,
Drang in die Paläste,
Ausrottend das Kind von der Gasse,
Den Jüngling vom Markte.
Es fallen auf dem Felde
Der Menschen Leichen,
Wie Garben hinter dem Schnitter,
Und keiner sammelt.“ (9, 16—21.)

Es ist unseres Wissens das erste Mal in der Weltliteratur, wo das Motiv vom Schnitter Tod vorkommt; und dieses erste Mal ist kaum mehr übertroffen worden.

Die Bedeutung der Propheten liegt aber nicht in erster Linie in der Weissagung der Ereignisse — das ist das zufällig Geschichtliche — sondern in ihrer Begründung des Gerichtes — hier entdecken sie ewige Wahrheiten.

Der Zeit Jeremias war die lange Regierung des Königs Manasse vorausgegangen. Mit dessen äußerer Politik, die im Anschluß an Assyrien das Heil gesucht hatte, war auch, wie überall, eine bestimmte Religionspolitik Hand in Hand gegangen: im Tempel von Jerusalem wurde der Dienst der assyrischen Gestirngottheiten, vorab der „Himmelskönigin“, als eine Huldigung vor der assyrischen Macht eingeführt, und die Vertreter der prophetischen Religion hatten eine schwere Zeit; es scheint zu Verfolgungen gekommen zu sein. Im Zusammenhang damit gewannen auch alle die Tendenzen die Oberhand, welche die Grenzen zwischen der Jahwereligion und dem Baaldienst verwischten. Heidnische Sitten, Neufierungen der Nachtseite der Religion, wie Opfer der Erstgeburt, das Treiben der Tempeldirnen, fanden Eingang, und die ländlichen Feste an den alten Lokalheiligtümern, den „Höhen“ arteten oft genug in Orgien der Unmäßigkeit und Unzucht aus. Die üblen Folgen dieser heidnischen Reaktion standen auch noch zu Jeremias Zeiten in Blüte. Die ganze Entrüstung des Propheten ergießt sich dawider; es ist ihm Untreue gegen Jahwe, Verunehrung seiner Majestät. Denn Jeremia fühlt den tiefen Gegensatz der Qualität zwischen Jahwe und diesen heidnischen Göttern:

„Ans Ufer der Kittäer geht und seht,
Nach Kedar schickt und merkt wohl auf,
Und forscht, ob Gleiches dort geschah:
Vertauscht ein Volk denn seine Götter,
Die doch nicht rechte Götter sind?
Jedoch mein Volk vertauscht den Herrn der Ehren
An den, der nicht zu helfen weiß!
Erschaudert ihr, ihr Himmel, nicht darob?
O kommet vor Entsetzen außer euch!
Zwiefaches Unrecht hat mein Volk getan:
Mich, den lebend'gen Quell verließen sie,
Um löchrige Zisternen sich zu graben,
Daraus das Wasser ausgeronnen ist!“ (2, 2—13.)

Solche Untreue ist in der ganzen Welt unerhört! Aus der Geschichte werden dem Volk Gottes Wohlthaten vorgehalten, es war etwas wie bräutliche Liebe in der alten Zeit, da Jahwe sein Volk erwählte und ihm das Land Kanaan schenkte, und wie hat es ihm gelohnt! Und zu dem religiösen Frevel kommt die sittliche Korruption, die dem Propheten offenbar nach seiner Uebersiedelung in die Hauptstadt besonders auffallend entgegentrat; die frivole Ausbeutung der Schwachen durch die Starken vergrößert beständig die Schuld und verschlimmert das Gericht. Das Entsetzlichste aber ist, daß die Vertreter der Religion, daß Propheten und Priester mit dem bösen Beispiel vorangehen. Als Unnatur erscheint dem Jeremia dieses ganze Treiben:

„Sie halten fest am Scheine, die Umkehr weigernd.
So oft ich forschte und horchte, so reden sie Lüge.
Kein Mensch bereut seine Bosheit und spricht: was tat ich?
Man rennt drauf los wie Kasse im Schlachtgewimmel.
Selbst der Storch hoch in der Luft kennt seine Zeiten,
Die Schwalbe, die Turteltaube kehrt pünktlich wieder.“ (8, 5—7.)

Der Zug zu Gott, der Trieb zum Guten ist doch sonst den Menschen eingepflanzt wie dem Zugvogel Zeit und Ziel seiner Flüge; nur dieses Volk ist aufs Böse veressen in unbegreiflichem Starrsinn. Aber eben deshalb begnügt sich Jeremia nicht, als Moralist seine Forderungen zu erheben. Das hilft ja nichts; „wie kann ein Mohr seine Haut wandeln, ein Pardel seine Flecken!“ Jeremia beobachtet die Unfreiheit des Bösen, und deshalb kann es nicht helfen, da und dort etwas zu korrigieren, Flickwerk zu liefern. Die sittliche Besserung wird erst durch eine religiöse Befehrung, eine innere Wiedergeburt möglich. Wohl hat es nicht an Anläufen der Buße gefehlt, im Geist hat Jeremia das Volk gesehen, wie es, einen Bußgesang singend, eine Wallfahrt zu Jahwe unternimmt:

„Ja dich, der unser Gott ist, dich suchen wir wieder.
Trug sind fürwahr die Hügel, der Lärm der Berge!
Bei Jahwe, unserm Gotte steht Israels Rettung.
Der Baal fraß uns von Kind auf der Väter Erbe.
Wir legen uns nieder in Schande, uns decke Beschämung.“

Er darf daraufhin verheißten:

„Befehrst du dich, Israel, darfst du zu mir herkehren!
Entferne die Greuel, so mußt du vor mir nicht fliehen!
Pflügt einen Neubruch, sät nicht in die Dornen!
Beschneidet euch mir, beseitigt des Herzens Vorhaut!“ (3, 21—4, 4.)

Es schien auch wirklich eine Zeit lang, als wolle es zu diesem Neubruch kommen. In Jerusalem ereigneten sich wunderbare Dinge. Im Tempel wurde ein Gesetzbuch entdeckt, das eine neue Lebensordnung vorschrieb, als Gottesgebot durch Mose, in eindringlichem, seelsorgerlichem Ton abgefaßt, die beste Rechts tradition des Volkes enthaltend, halb Straf- und Zivilgesetz, halb religiöse Unterweisung. Es atmete prophetischen Geist, wenngleich der priesterliche Einschlag nicht zu verkennen ist. Mit strengen Strafen war

die Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken bedroht, der vom Baalsdienst durchseuchte Gottesdienst auf den Höhen verboten. Das Herz des tüchtigen, ernstesten Königs Josia war sofort Feuer und Flamme, er erhob das Buch zum Staatsgesetz. Merkwürdig glatt lief es ab, als seine Soldaten überall im Land die lokalen Kultstätten zerstörten, die Altäre einrissen, die heiligen Säulen und Steine fällten und dem Volk verkündet wurde, nur noch im Tempel von Jerusalem dürften künftighin Opfer gebracht und Feste gefeiert werden. In einem so kleinen Lande, wo die Reise zur Hauptstadt nirgendsher mehr als ein bis zwei Tage erforderte, war das leicht durchführbar. Die prophetische Strömung hatte vorgearbeitet, die Beliebtheit des Königs wird mitgeholfen haben, das Reformwerk durchzuführen.

Wie hat sich Jeremia dazu gestellt? Der Abschnitt, nach dem er mitgeholfen hätte, das Gesetz einzuschärfen, ist in seiner Echtheit zu unsicher, als daß sich Schlüsse daraus ziehen ließen. Andererseits begegnen wir in den ältern Stücken auch keiner Polemik, sodaß die Annahme am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat, er habe eine reservierte Stellung eingenommen und abgewartet, bis es an den Tag komme, ob die Erweckung in die Tiefe gegangen sei. Eine längere Zeit des Schweigens, eine Ruhepause in seinem Leben ist damals eingetreten, bis ihn neue Wendungen der Weltgeschichte wieder auf den Plan riefen.

Josia hatte auch deshalb sein Reformwerk durchführen können, weil er keine assyrische Einmischung mehr zu fürchten hatte: Das Weltreich der Herrscher von Ninive war der Auflösung nahe. Zu denen, welche auf einen Teil des Erbes die Hand legen wollten, gehörte der tatkräftige Pharao Necho; jetzt war Gelegenheit, einen alten Programmpunkt der ägyptischen Politik, die Herrschaft über die ganze östliche Mittelmeerküste und ihr Hinterland zu verwirklichen. Im Jahr 606 zog Necho nach Norden. Josia, der nicht einfach das assyrische Joch mit dem ägyptischen zu tauschen begehrte, vermutlich auch durch seine Religionspolitik ein besonderes Anrecht auf göttlichen Schutz erworben zu haben glaubte, verlegte ihm den Weg, verlor aber Schlacht und Leben. Sein zweiter Sohn Joahas, den das Volk auf den Schild erhoben, wanderte in ägyptische Gefangenschaft und der bei der Thronfolge übergangene ältere Sohn Jojakim wurde König von der Ägypter Gnaden.

Es war in der ersten Zeit Jojakims, die Gemüter waren von den letzten Ereignissen, von der schweren Enttäuschung durch Josias Katastrophe noch erregt und bedrückt; ein nationaler Bußtag war ausgerufen und zahllose Scharen strömten aus dem ganzen Land in den Tempel. Jeremia sah, daß es im Grunde ein Stück Angstreligion war, was diese Massen hergetrieben habe. Er sprach im Tempel vor allem Volk das Urteil aus, die ganze Erweckungsbewegung, so ernst es auch Einzelnen dabei mochte ge-

wesen sein, habe doch, auf das Ganze des Volkes gesehen, bloß eine vermehrte kirchliche Betriebsamkeit, aber keine religiöse Umwandlung gebracht; sie habe sie nur in eine falsche Sicherheit eingewiegt. Weil sie den alten Baaldienst beseitigt hatten und nur noch den legitimen Kultus in Jerusalem ausübten, wähten sie, nun müsse Gott auch mit ihnen zufrieden sein und hielten sich für geborgen; Jeremia verspottet sie, wie sie beständig rufen: „Das ist des Herrn Tempel, des Herrn Tempel, des Herrn Tempel!“ Dabei sind sie aber in ihrem Herzen dieselben geblieben, ja sie meinen sogar, sie dürften sich dafür in der Sittlichkeit des täglichen Lebens mehr gehen lassen. Gott aber liegt diese am meisten am Herzen: „bessert eure Wege und euren Wandel, daß ihr Recht übet einer gegen den andern, Fremdlingen, Witwen und Waisen keine Gewalt antut und kein unschuldig Blut vergießt.“ Mit wuchtigen Schlägen hämmert Jeremia den Anwesenden den alten prophetischen Grundsatz „Gehorsam ist besser als Opfer“ in die Gewissen: ihr habt ihn vergessen, ihr habt das Heiligtum Gottes zur Mördergrube gemacht, darum verfährt Gott nicht anders damit als mit dem alten Tempel von Silo zu Elis Zeiten, dessen Ruinen noch jeder sehen konnte (7,3—12, 14, 21—23).

So hat Jeremia dem göttlichen Urteil über das Werk Josias Worte verliehen: die öffentliche Gesetzgebung, die staatliche Gesinnungszüchtereie hatte versagt, sie war eine Reform von außen her gewesen. Einzig ein Gericht, in dem Gott vernehmlich redete, konnte die Herzen so erschüttern, daß eine Revolution von innen her sich vollzog. Dabei mußte gerade der Tempel, auf den sie ein falsches Vertrauen setzten, mit dem sie Abgötterei trieben, getroffen werden — ein Gedanke von einer Kühnheit, von einem Radikalismus, daß alles, was irgendwie am Alten hing, sich gegen Jeremia mobil machen mußte. Wir dürfen es diesen Priestern nicht zu sehr verargen, daß ihnen der Prophet wie ein Lästterer erschien. Nicht nur ihr Ehrgeiz, ihre Herrschsucht war bedroht, auch in ihren heiligsten Gefühlen — denn das Gesetz und der Tempel waren ihnen aufrichtig heilig — mußten sie sich verletzt glauben, und wir begreifen, daß ihre gereizte Leidenschaft Jeremia mit dem Tode bedrohte — nur dem Eingreifen von einigen hohen Regierungsbeamten verdankte er seine Rettung. Jeremia war aber seinerseits nicht der Mann, der sich durch persönliche Rücksichten den Mund hätte verbinden lassen. Wie viel lieber hätte er sicher geschwiegen! Aber in der furchtbar ernstesten Zeit, die er angebrochen sah, konnte doch niemals die angelernte, von oben kommandierte Religion etwas helfen, sondern nur wirklicher Besitz, innerstes, echtes Leben. Deshalb mußte er es auf sich nehmen, den religiösen Empfindungen ins Gesicht zu schlagen und den Schein der Gottlosigkeit zu tragen. Diese Tapferkeit bewährt er denn auch mitten in dem Getümmel, gegenüber all den drohenden Gebärden der

Menge: kein um Gnade flehen, auch nicht ein Wort des Rückzugs, sondern die überlegene Ruhe: macht mit mir, was ihr wollt, nur wißt, daß ihr nicht nur gegen mich, sondern gegen den, der mich gesandt hat, frevelt und eure Schuld steigert. Jeremia war nicht völlig allein mit seinem Urteil. Wir hören von einem Propheten Uria, der im selben Sinne gesprochen hatte und wirklich das Martyrium erduldet hatte. Uebrigens, vom bloßen Glücksstandpunkt aus beurteilt, wäre es Jeremia wohl geschehen, wenn er damals das Schicksal Urias geteilt hätte.

Dem noch bitterer sollte der Kampf werden, noch furchtbarere Leiden sollte er dem Propheten bringen. Nicht bloß gegen die kultische Frömmigkeit sollte er sich richten, sondern auch gegen das Gottvertrauen der frommen Juden, gegen diese ganze Verbindung von Religion und Patriotismus, die für ein antikes Volk, welchem Gott und Nation untrennbare Begriffe sind, als eine Selbstverständlichkeit galt. Jahwe kann sein Volk nicht im Stiche lassen, darauf verlassen sie sich unbedingt. Jeremia aber sagt ihnen unermüdlich, daß Judas Tage gezählt sind.

Jeremia löst diese Verbindung von Religion und Patriotismus. Zwar hat keiner sein Volk heißer geliebt als er, keiner leidet mehr mit ihm, hofft glühender für es, hat ein lebendigeres Verantwortlichkeitsbewußtsein für sein Volk in seinem Herzen; ja, wie viel hat er für es gelitten! In diesem Sinne hat es nie einen besseren Patrioten gegeben. Aber Selbsterhaltung, Macht, Ehre, Glanz seines Volkes ist ihm nie letztes Ziel, ist ihm nie der Göze, unter den er auch seinen Gott unterwerfen möchte. Gottes Ziele stehen ihm unendlich viel höher, sie sind ihm das Unbedingte, das jedes Opfer heischen darf. Das Volk hat nur ein Existenzrecht, soweit es diesen letzten Gotteszielen dient. Die Nation ist ihm Mittel, nicht Zweck, Gut, aber nicht Gott. Weil er mit dieser Erkenntnis so allein stand, hat er den Schein und Vorwurf des Verrates tragen müssen. Aber das vermochte ihm den Mund nicht zu schließen.

Jeremia geht an einer Töpferwerkstatt vorbei und sieht dem Töpfer eine Zeitlang zu, wie er die Töpfe zum Brennen bereit stellt, die mißlungenen Formen aber wieder zum Klumpen ballt. Plötzlich geht es ihm auf: Gott hat seine Schritte hieher gelenkt, damit ihm das Verfahren des Töpfers zum Bild werde für die Souveränität, mit der Gott Völker zerbrechen und neu schaffen kann, wie es ihm beliebt. Gott steht so hoch, daß er das Volk Juda wohl entbehren kann; und daß es ein mißratenes Gefäß ist, steht Jeremia außer Zweifel. Ein paar angesehene Männer nimmt er mit sich, geht hinaus vor das Scherbentor, zerschmettert dort einen Krug an den jäh abfallenden Felsen: so wird Jahwe sein Volk zerschellen. Das ist wieder zu verstehen nicht bloß als Prophezeiung, sondern als wirksame, die Zukunft bindende Handlung. Kein Wunder, daß Jeremia, als er daraufhin im Tempel den Vollzug

dieser Handlung verkündet, von dem Tempelaufseher Paschur in den Block geworfen und andern Tags bei der Entlassung mit einem Verbot, den Tempel zu betreten, belegt wird (19, 1—2, 10—15, 20, 1—3).

Wieder ein anderes Mal steht Jeremia in einer grandiosen Vision vor dem Herrn des Himmels und empfängt einen vollen Becher aus seiner Hand; Vertreter aller Völker sind vor Gottes Thron versammelt und der Prophet erhält den Befehl, ihnen den göttlichen Trank zu kredenzen, zuerst den Vertretern Judas und danach den andern; doch wie sie getrunken haben, fangen sie an zu taumeln, toll zu werden, fallen hin und können nicht mehr aufstehen; Jeremia weiß: es ist das Schwert Babels, das der göttliche Rauschtrank bedeutet (25, 15—36).

Ganz speziell ist es Sojakim, über den das göttliche Gericht hereinbrechen wird, denn der König ist von Größenwahn befallen, er brüstet sich mit neumodischem Luxus, er baut seinen Palast prächtig um, jetzt am Vorabend des Gerichtes! Er plagt seine Untertanen mit harter Frohnarbeit, der Rechtsschutz des Schwachen ist dahin, der König selbst geht voran in grausamer Willkür; die Erscheinungen, denen die Propheten von Alters her feind waren, Luxus und Rechtswillkür, daneben auch wieder das halb und ganz heidnische Treiben nehmen überhand. Der König mehrt die Schuld und vergrößert die Katastrophe. Jeremias besonderes Wehe gilt ihm und seiner Mutter.

Doch weder der Ton der Klage noch der Drohung verfiel, das Prophetenwort stieß auf Verständnislosigkeit, Zorn und Wut. Was bedurfte es da noch neuer Prophezeiungen? Jeremia sammelte einfach seine frühern Worte und diktierte sie dem Schreiber Baruch. Dieser Mann erscheint von jetzt an als treuer Freund und Gesinnungsgenosse des Propheten; seiner Hand verdanken wir vermutlich auch die umfangreichen biographischen Aufzeichnungen im Buch Jeremia.

(Schluß folgt.)

Unser heiliger Krieg.

I.

Guy Martel wurde in Chartres geboren. Sein Vater war Typograph und lebte in sehr kärglichen Verhältnissen, doch hatte er eine leidenschaftliche Seele und war eng befreundet mit den Vorkämpfern des französischen Syndikalismus. So hörte Guy